

geboren: Sohn: Heinrich-Christian Graf zu Ranzau-Oppendorf und Frau Ruth, geb. Homberg, Mexiko, 28. 10. 1955.

Baron Bussio zu Putlitz und Frau Verona, geb. Gräfin Hardenberg, Breitenburg/Solstein, 1. 1. 1956.

Dr. sc. agr. Jost von Lochow und Frau Rottraut, geb. v. Lochow, Göttingen, 25. 2. 1956.

Dipl.-Ing. Carl-Herbert Göring und Frau Anneliese, geb. Gabel, Starnberg/Obb., 25. 2. 1956.

[Ernst Grünfeld und Frau, London, 17. 5. 1956.]

Dietrich Howaldt und Frau Gerda, geb. Horlamus, Berlin-Schmargendorf, 20. 6. 1956.

Tochter: Alexander Dettling und Frau Karin, geb. Ihnen, Mexiko, 28. 10. 1955.

Dr. jur. Dietrich Breuer und Frau Gisela, geb. Rehbein, Wanne-Eickel, 17. 3. 1956.

Johann-Friedrich Strube und Frau Hertha, geb. Petho, Schöningen/Braunschweig. IV. 1956.

Paul Lutterbeck und Frau Liesel, geb. Froning, Düsseldorf, 19. 5. 1956.

Hatto Ruhn und Frau Christa, geb. Herr, Bremen, 18. 6. 1956.

Für die Opera Arndtianorum sind eingegangen:

Hellmuth Becker: „Die verwaltete Schule“ (Gefahren und Möglichkeiten). „Kulturverwaltung oder Kulturpolitik?“ Sonderdrucke aus Merkur, Dezemberheft 1954 u. 1955.

Dr. Günther Braun: Die Bedeutung des Verkehrswesens für die politische und wirtschaftliche Einheit Kanadas. Bonner Geographische Abhandlungen, Heft 16, 1955.

Dr. Hans Dumrese: Lüneburg und die Offizin der Sterne, Lüneburg 1956.

Karl-Gustav Gerold: Johann Gottfried Herder's Werke (2 Bde.), München 1953.

Dr. Heinz-Emil von Maltitz: „Arbeitsdienst“, in „Gemeinschaft und Politik“, Jhrg. 1955, Heft 10.

Dr. Hans-Otto Meißner: 1. „Der Weg nach oben“, Gießen 1954. 2. „Man benimmt sich wieder“, Gießen, 12. Aufl. 1954. 3. „The man with the three faces“ (Der Fall Sorge, engl. Ausgabe), London 1955. 4. „L'Homme de Tokyo“ (französl. Ausgabe), Paris 1954.

Dr. Claus Meißner: „Die Gnomik im Geschichtswerk des Thukydides“, Winterthur 1955.

Pastor A. L. Poetsch: 1. „Lutherische Kirche und lutherischer Weltbund“. 2. „Separation, Separatismus und Freikirchlichkeit“ in: Lutherischer Rundblick, Jahrgang 1954.

Mit herzlichem Dahlem-Gruß

Der Herausgeber.



Postschekkonten: Dr. Curt Liebmann (Sonderkonto), Berlin-Dahlem, Nr. 462 60 Berlin-West
Freunde des Arndt-Gymnasiums, Berlin-Dahlem, Nr. 993 44 Berlin-West.
Manuskripte an den Herausgeber Direktor Dr. Wachsmuth, Arndt-Gymnasium.

„Freunde des Arndt-Gymnasiums“

Die Vereinigung dieses Namens ist nun da. Ihr Bestehen in juristischer Hinsicht war den Alten bereits mit dem Rundschreiben im März angezeigt worden. Aber was wollte das schon besagen. Es war zunächst ein Rahmen ohne Inhalt, und die Aufforderung hätte mit dem verlegenen Ergebnis enden können, daß der Vorstand zwar gerufen hatte, aber die Mitglieder nicht nennenswert gekommen waren.

Doch die Anmeldungen stellten sich ein, sie gehören noch jetzt zur fast täglichen Schulpost. Weil es sicher noch manchen Gutwilligen gibt, der die Beitritts-erklärung bloß vergessen oder verschuffelt hat, wird sie als Anregung und zur Entlastung des Gemüts noch einmal allgemein dieser Nummer beigelegt.

Wieder hat sich das Herzenswunder betätigter Anhänglichkeit vollzogen. Es war wie damals im Oktober 1953, als die Gedenktafel für die Opfer des zweiten Weltkrieges nach Spenden rief. In Dahlem aber hält man die einlaufenden Karten in den Händen, liest den Namen und die Art der Ausfüllung, lächelt leise über die Vorsichtigen — meist sind es Juristen —, die wohl für die Dahlemer Blätter zahlen, jedoch eine Bindung vermeiden. Man schreibt den Treuen, die ihre Zugehörigkeit mit leeren Händen bekennen müssen, daß für sie alles bleiben wird wie bisher.

Zugleich aber fühlt man, wie sehr man für alle Gaben und Stimmen der Verbundenheit Dank schuldig ist. Mit Worten eines einzelnen ist hier nicht genug gesagt. Besser könnte ihn schon die alte Orgel aussprechen, wenn sie noch da wäre und, in einer Dämmerstunde von kundiger Hand gespielt, ein Danklied mit allen Registern in die stillen Schulkorridore hinausdröhnen ließe. Am schönsten aber wird er erst in zahlreichen künftigen Regungen zutage treten, wenn der Segen der Gaben für Schule und Schüler von Fall zu Fall wirksam wird.

Letztes Abitur

Von der Prüfung selbst soll hier nicht weiter die Rede sein. Ihre Form ist bekannt genug, und es genügt für diesmal eine summarische Kennzeichnung, die etwa so lauten kann: Sie kommen in den Prüfungsraum in ihren dunklen Anzügen, drei Tage lang, täglich eine neue Klasse, abends ist beendet, was morgens begonnen hat. Spannung liegt auf ihren Gesichtern, und mit Unbehagen warten sie die Stunden hin, bis sich der Vorgang der Prüfung des einzelnen in kurzer Dauer bemächtigt. Dabei wissen die meisten im voraus, daß sie im Grunde nichts zu befürchten brauchen, daß sie die Prüfung eigentlich schon bestanden haben, bevor sie begonnen hat, und daß höchstens hier und da noch eine Qualitätsstufe der Einzelzensur auf dem Spiele steht. Ist doch das ganze Prüfungsverfahren keineswegs darauf angelegt, Entscheidungen unter dem Würfelwurf des Zufalls und des Glückes herbeizuführen.

Aber es saß diesmal einer am Prüfungstisch dabei, der sich zum letztenmal an der Zeremonie beteiligte. Seit mehr als fünfundzwanzig Jahren war sie ihm an dieser Schule vertraut, und bei allem Letzten pflegten sich die Erinnerungen mit besonderer Stärke einzustellen.

Schon gleich bei der ersten Prüfungsklasse ging es los, daß sich mit der Gegenwart auch die Vergangenheit einstellte. Sie kam aus dem gleichen Klassenzimmer, das auch im Jahre 1929—30 eine Oberprima gymnastisch beherbergt hatte, und die Erinnerungen an jene frühere Klasse begleiteten nun den ganzen ersten Prüfungstag. Was kam da nicht alles wieder herauf — sogar die Sitzordnung und mit ihr etwas von den jugendlichen Wesenszügen der einzelnen Platzinhaber, die heute Männer um Mitte vierzig sind, soweit sie noch leben. Denn einige sind im letzten Krieg geblieben, ein beträchtlicher Teil ist emigriert. Jeder von ihnen entwickelte sich als Person später zu dem, was sich schon im Jüngling angekündigt hatte. Nur bei einem traf es nicht zu. Wer hätte denn von Anton M., dem gefühlstargen, skeptischen, ironiegewappneten, je erwartet, daß er auf dem Umweg über Amerika Mönch werden und in Afrika sich der Heidenbekehrung hingeben könnte!

Und die alten Herren dieser Klasse haben wohl auch noch nicht vergessen, wie wir im Herbst 1929 die Fahrt nach Wien machten. Von Leipzig ab, wo sich der D-Zug sehr leerte, erkauften wir mit etwas Trinkgeld die Duldung des Schaffners, in die unbefetzten Abteile 2. Klasse schlüpfen und sie für die Nachtfahrt zum Schlafen benutzen zu dürfen. So gelangten wir bei Morgengrauen auf der Endstation Passau an. Hier wurde gerade der österreichische Zug nach Wien zusammenrangierte. Das Glück mit der 2. Klasse hatte uns begehrtlich und kühn gemacht. Wir schickten Hermann St. zum Verhandeln vor, weil sein Vater gerade Reichsverkehrsminister war, was aber ohne Eindruck blieb. Als wir jedoch dem österreichischen Zugführer erklärten, wer wir wären, wohin wir wollten und welchen Wagen wir soeben verlassen hätten, ließ er einen Sonderwagen 2. Klasse für uns an den Zug hängen.

So wurden damals Deutsche in Österreich empfangen, und es blieb für uns kein Einzelfall. In der Jugendherberge in Wien hatte der Herbergsvater der ganzen Umgebung von unserer Ankunft erzählt, und er behandelte uns die ganze Zeit wie Ehrengäste. Der alte Hofrat im vierten Stock des Unterrichtsministeriums, für den Treppensteigen schon eine Mühe war, kam persönlich zum Erdgeschoß mit herunter, damit unser anspruchsvoller Theaterwunsch von der Dienststelle erfüllt wurde: Karten für die Aufführung des ganzen Wallenstein im Burg-

theater mit Werner Kraus als Gast in der Titelrolle. Man weiß es heute kaum noch oder will es nicht mehr wahr haben, daß der Anschlußgedanke einmal ein echtes Verlangen gewesen ist. Auch er liegt auf dem Trümmersfeld der deutschen Geschichte, wo so vieles liegt.

In der Klasse des zweiten Prüfungstages befand sich ein Abiturient, der hatte als Berufswunsch angegeben: Offizier. Zum erstenmal seit zehn Jahren stand dieses Wort wieder in den Prüfungsakten. Es gab eine Zeit, in der dieser Beruf hier ganzen Jahrgängen der Schule als der würdigste galt. Schon vor 1933 war es so, hatte Gründe, die mit dem Nationalsozialismus nichts zu tun haben. Von der Oberprima, die im Sommer 1932 eine Klassenfahrt nach Ostpreußen machte, bewarben sich 12 von 18 Schülern mit Erfolg um die Annahme als Offiziersanwärter. Als wir damals durch Danzig kamen, lief zum erstenmal seit 1918 ein deutsches Kriegsschiff in den Hafen ein. Die deutsche Bevölkerung stand dichtgedrängt und regungslos da. Sie rief nicht und winkte nicht, sie weinte bloß vor Freude. Wir besuchten auch das Tannenbergsdenkmal, wanderten zu den Soldatenfriedhöfen in der Umgebung, übernachteten im Eingangsturm des Denkmals, der auch als Jugendherberge diente. Gegen Abend kam ein Landregen auf, das Denkmal wurde für Besucher geschlossen. Eine schwermütige Stille, durch Untenrufe aus den nahen Tümpeln noch lastender gemacht, hüllte die Gedächtnisstätte und ihr Gelände in mahnenden Ernst. Dodo hat später darüber einen unvergesslichen Aufsatz geschrieben. Aber das sind Empfindungen, die so gegenwartsfremd geworden sind, daß ihre Erinnerung etwas Gespenstisches hat.

Der Prüfungsklasse des dritten Tages gehörte auch ein junger Afghane an. In seinem Lebenslauf hatte er geschrieben, wie er Geologie studieren wolle, um die Bodenschätze seines Vaterlandes erschließen zu helfen. Ein Unterton von Nationalstolz sprach aus seinen Zeilen. Woher hatte er das Gefühl? Bei seinen deutschen Kameraden wird er es schwerlich angetroffen haben, sie bringen es gerade noch zu einem Nationalbewußtsein, und sie gleichen darin wohl der westeuropäischen Jugend allgemein. Die Völker Westeuropas glaubten, mit dem Nationalismus fertig zu sein. Jetzt müssen sie hören, wie tagtäglich quer durch Asien und Afrika, von China bis Marokko ein neuer Nationalismus proklamiert wird. In seinem Namen beginnt dort ein großer Teil der Menschheit ein neues Kapitel seiner Geschichte. Ganz neue Perspektiven tun sich auf, die Geschichtslehrer bekommen zu tun.

Anschließend lassen wir aus der Abiturienten-Entlassungsfeier die Abschiedsrede von Herrn Studienrat Dr. Hensel folgen, im Umfang etwas gekürzt.

Liebe Abiturienten!

Wenn ich Ihnen jetzt die Abschieds- und Entlassungsrede halte, so bin ich froh, daß ich das tun kann als einer, der zu allen drei Klassen eine persönliche Beziehung hat, daß ich also nicht bloß als Ordinarius der einen Abiturklasse und gewissermaßen stellvertretend zugleich für die Klassenväter der beiden anderen „Dreizehnten“ spreche. Langjähriger Fachlehrer war ich auch bis zuletzt in der anderen Abiturientenklasse und auf der Mittelstufe Klassenleiter der dritten. Es hat mir auch besondere Freude gemacht, daß diese alten Beziehungen durch die Arbeitsgemeinschaften des letzten Schuljahres eine Bekräftigung erfahren oder herzhafteste Urständ gefeiert haben. Ich will aber bei diesen Erinnerungen nicht länger verweilen.

Wir wollen in dieser Stunde versuchen, soweit es sich um das Persönliche und Individuelle handelt, Ihren und unseren Blick nach vorn, in die Zukunft zu

richten; und der Blick zurück, der Blick in die Vergangenheit, soll dem Ganzen, dem Überpersönlichen gelten, jenem weiten Garten der uns überlieferten und uns gemeinsamen Kultur, von dem die nun hinter Ihnen liegende Schule ein winziges, aber charakteristisches Beet darstellt.

Wenn ich Sie so vor mir sitzen sehe, ja, ich kann sagen: immer, wenn wieder einmal der Augenblick herangekommen ist, da eine Abiturientengeneration die Schule verläßt, muß ich an eine Stelle aus dem Erinnerungsbuch des Arztes Karl Ludwig Schleich denken, die manche von Ihnen gewiß kennen, wenn nicht aus dem Original, der „Besonnenen Vergangenheit“, so aus dem bei uns eingeführten Mittelstufen-Lesebuch „Die Waage“. Hier ist in origineller Form von dem die Rede, was ich vorhin den Blick nach vorn, in die Zukunft genannt habe. Jeder von Ihnen denkt dabei in erster Linie wohl an seinen künftigen Beruf, wenn auch manche Berufsart bei Schleich unerwähnt bleibt.

Schleich schildert in dem Buche seine Straßener Gymnasialzeit und ihre unvergeßlichen Gestalten, darunter den „Konrektor Freese“ — wir würden heute sagen: Oberstudienrat oder Stellvertreter des Direktors — und zitiert die von diesem schrulligen, aber allerseits wegen seiner Weisheit und Güte verehrten alten Schulmeister im Jahre 1880 halb platt-, halb hochdeutsch gehaltene Abiturienten-Entlassungsrede:

„Sel! Meine Lieben! ... Die jungen Leute! Oh! frei! ,Dahin des Schulstaubs schlimme Pein!‘ Hinaus! Ja, das Studium. Der Beruf. Die Wahl. Vater, Mutter, Freunde raten. Klugsnakers gibt’s immer. Meinen häßlichen Glückwunsch!

Ja, da sehe ich welche, die wollen Philologie. Wie sagt Goethe? Neue Sprache, neues Leben! Auch Englisch und Französisch. Oh, vergessen Sie nicht das Klassische, das Fundament. Es kommt die Sehnsucht. Lernen Sie, später lehren Sie! Meinen häßlichen Glückwunsch!

Ja, da seh ich welche, die wollen Jurisprudenz. Ja. Das ist der Staat. Der grüne Tisch. Der Herr Landrat. Die Waage der Gerechtigkeit. Sie wissen: blinde Justitia. Halbblind: Mitleid, Strenge! Ja, der Paragraph. Pflicht und Gewissen. Die Menschenseele. Wie sagt Goethe? Es gibt kein Verbrechen, als dessen Urheber ich mich nicht denken könnte! Denken Sie auch daran bisweilen, wenn schwere Strafen! Referendar, Assessor, Präsident. Meinen häßlichen Glückwunsch!

Ah! Da seh ich welche, die wollen Medizin. Ja, die Naturwissenschaften ... Das Mikroskop ... Ja, das ist das Geheimnis des Kleinen. Große Bedeutung. Volkswohl ... Mitgefühl. Wie sagt Virchow? Die Medizin involviert den Begriff des Heilens! Ja, das is schön. Ich habe keine Sorge. Meinen häßlichen Glückwunsch!

Ja. Zwei wollen Mathematiker. Nanu? Ja. Absonderlich. Das Skelett der Dinge! ... Alles ... abstrakt. Aber geistreich, meinen häßlichen Glückwunsch!

Ja, da seh ich welche, die wollen — Theologie — — ah! Du lieber Gott! Ja, lachen Sie nicht, die Stunde, sie kommt, der Zweifel, der Rabe hackt ins Genick, bohrt, beißt, man weiß nicht aus noch ein; die Welt, das Schlechte scheinbar belohnt, das Gute an die Wand gedrückt, der Brave übersehen! Spott! Kein Glaube! Kanzel. Vergebliche Sonntagspredigt: einer schläft; je; es ist schmerzlich ...!“

Schleich schließt seinen Bericht: „Wer diese ... Rede aufmerksam liest, wird sehen, wieviel Assoziationen von Herzlichkeit, Menschenliebe und tiefer Welt-erkenntnis hier herausgesprudelt wurden.“

So ist es auch, und es sei Ihnen hiermit aus jener Abschiedsrede vor 75 Jahren übermittelt. Ich brauche für die Arndtschul-Abiturienten von heute nur noch unseren herzlichsten Glückwunsch zu ihrem Berufsweg hinzuzufügen. Mögen Sie so gewählt haben und so vom Glück begünstigt sein, daß Sie einmal sagen können, in Ihrem Beruf hat sich Ihr Leben gut erfüllt.

Jetzt wollen wir etwas bei dem anderen verweilen, bei jenem Allgemeinen, das aus der Vergangenheit stammt und dessen Bedeutung für Gegenwart und Zukunft gerade deshalb, weil es aus der Vergangenheit überliefert ist, heute vielfach in Frage gestellt scheint. Eine solche Bestimmung auf das Reich des objektiven Geistes oder auf das gemeinsame kulturelle Erbe ist um so mehr angebracht, als sich der Einzelne, ob er will oder nicht, immer wieder mit ihm auseinandersetzen muß. — Dafür gleich ein Beispiel aus unmittelbarer Gegenwart. In wenigen Minuten werden Sie wie nunmehr schon viele Ihrer Vorgänger ein Symbolum dieser Begegnung des individuellen Lebens und des objektiven Geistes entgegennehmen. Es hat sich, wie Sie wissen, an unserer Schule der Brauch herausgebildet, jedem scheidenden Abiturienten bei der Aushändigung des Reisezeugnisses einen Spruch mitzugeben.

Die vordergründige Bedeutung dieses Brauches bedarf keiner näheren Begründung oder Erläuterung. Mag ein solcher Spruch zunächst als freundliche Warnung, als Bestätigung und Ermutigung, als harmlos-nachtragende Neckerei klingen oder gemeint sein: Daneben stehen große und ernste Mahnungen, Wahrheiten, Forderungen; und die Gedankenverbindungen, die diese Zitate, Briefstellen, Maximen, Aphorismen und die Namen ihrer Urheber hervorrufen, wirken wie ein Abglanz des großen Mosaikbildes deutscher, abendländischer, menschheitlicher Gesittung oder wie ein Nachklang oder Kurzauszug der großen Symphonie der bisherigen Kulturübermittlung.

Und wenn wir diesen tieferen Sinn ernst nehmen, kann sich eine zweifache Problematik ergeben, oder sagen wir: eine Problematik, die zwei Gesichter hat oder sich auf zweifache Weise beschreiben läßt. Es kann zunächst ganz einfach der Fall eintreten, daß es den an sich hinnahmewilligen Einzelnen stört, ja verstört, wenn die an ihn herangetragene Forderung oder behauptete Wahrheit im Widerspruch zu einer anderen zu stehen scheint.

Ich möchte das durch ein kleines Beispiel aus meiner eigenen Schulzeit kurz zu erläutern suchen: Als ich in der Unter- oder Obersekunda war, wie man damals sagte, bekamen wir einmal folgendes Aufsatzthema: „Wie kommt es, daß man sowohl sagt: ‚Hoffen und Harren macht manchen zum Narren‘ als auch ‚Hoffnung läßt nicht zuschanden werden?‘“ Nun, wir hatten damals auch unsere böckigen „Souren“ und besserwässerischen Anwandlungen und schrieben in unseren Aufsätzen etwa: „Das liegt einfach daran, daß solche Sätze ‚Kalenderprüche‘ sind, und solche Sprüche enthalten nur Widersprüche oder Plattheiten und stehen etwa auf der geistigen Höhenebene jener Wetterregel, die da lautet: ‚Kräht der Hahn auf dem Mist, wird’s Wetter anders, oder’s bleibt, wie’s ist.‘“ Wir waren dann ganz schön kleinlaut, als unser Deutschlehrer uns in aller Freundschaft, aber deutlich erkennen ließ, daß auch wir mit unseren 15, 16 Jahren eine reifere und tiefere Beantwortung hätten finden können.

Die grundsätzliche Frage, um die es sich hier handelt, hat der Dichter Paul Heyse einmal mit der knappen Formel beantwortet:

Wenn sich die Sprüche widersprechen,
Ist’s eine Tugend und kein Verbrechen.

Aber wenn er dann fortfährt:

Du lernst nur wieder von Blatt zu Blatt,
Daß jedes Ding zwei Seiten hat,

so mag das beim ersten Hören wie ein magerer Trost oder eine banale Weisheit klingen oder gar wie ironische Resignation oder Galgenhumor. Wir werden gleich sehen, daß es mit Spruch und Widerspruch — logisch genauer: Gegensatz — eine tiefere Bewandnis hat. Zuvor aber müssen wir darauf eingehen, daß diese Problematik auch noch unter einem anderen Gesichtspunkt betrachtet werden kann, den ich hier kurz den kulturpädagogischen nennen möchte.

Es kann nämlich das individuelle Erlebnis des Widerspruches solcher Lebenswahrheiten und Forderungen zusammenhängen mit der Spannung zwischen „Alt“ und „Neu“. Gehört es doch zum Schicksal des Menschen der Neuzeit, die Wucht des Neuen stärker zu empfinden als den Halt am Alten.

Vor ein paar Monaten feierten wir hier in dieser Halle den Geburtstag des Leiters unserer Schule. Damals hat im Rahmen der Begrüßungen, Ansprachen und sonstigen festlichen Darbietungen einer von Ihnen ein Gedicht Goethes gesprochen, in welchem zwei Zeilen vorkamen, die von vielen unter Ihnen sogleich als besonders wichtig und programmatisch empfunden wurden, und zwar auch über den Anlaß des Tages hinaus. Ich meine die Zeilen:

„Freundlich aufgefaßtes Neue“ und
„Ältestes bewahrt mit Treue“.

Wie macht man das? Wie kann man beiden Forderungen gerecht werden?

Es wäre nun schön bequem, wenn jedem von Ihnen zusammen mit dem Reifezeugnis ein gebrauchsfertiges Mittel oder Gerät ausgehändigt werden könnte, mit dessen Hilfe er im einzelnen Falle feststellen könnte, was von dem auf ihn einströmenden Neuen wert sei, daß es „freundlich aufgefaßt“ werde, und welches alte und älteste Erbgut „mit Treue bewahrt“ zu werden verdiene.

Ein solches Mittel gibt es nicht. Entscheidung ist hier alles für den, der mehr sein will als ein Mitläufer seiner Zeit. Sie kann einem auch durch die schönsten Hinweise, Warnlichter nicht abgenommen werden. Erinnern Sie sich an den Schluß des Goetheschen Faust, an die Zeilen aus dem Chor der Engel:

Was euch nicht angehört,
Müßet ihr meiden,
Was euch das Innre stört,
Dürft ihr nicht leiden.

Sicherlich ein wahres Wort. Aber was gehört dazu an Selbsterfahrung und Mut zur Entscheidung, damit man sich von dem trennen kann, was „das Innere stört“.

Sie sollen dem Neuen aufgeschlossen sein, keine Vorurteile haben. Doch ein gefährliches Vorurteil wäre es auch, alles Neue kritiklos gutzuheißen, einfach weil es neu (oder angeblich neu!) ist.

Und wie steht es mit dem anderen, dem „treuen Bewahren des Ältesten“? Es sei andeutend erläutert an Hand eines Beispiels, das Ihnen allen mehr oder weniger bekannt ist. Sie wissen aus dem Unterricht, daß die Werke des griechischen Philosophen Aristoteles durch die Jahrhunderte hindurch abgeschrieben, übersetzt, herausgegeben und kommentiert wurden. Hier wurde wahrlich „Ältestes“ bewahrt mit einer „Treue“, die wohl einem würdigen Gegenstande galt, aber

vielfach getrübt war von Vorurteilen im Sinne einer blinden Autoritätsgläubigkeit. Dies gilt besonders bis ins 15. Jahrhundert von den naturwissenschaftlichen Schriften. Was hätte unbefangen nachgeprüft werden sollen, wurde unbesehen übernommen und weitergegeben. Aber Ähnliches kann auch von den anderen Werken des Aristoteles gesagt werden. Das ist die negative Seite des treuen Bewahrens.

Zu diesen Werken gehört nun ein Buch, das die älteste in der Welt vorhandene wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Menschheitsproblem der Sittlichkeit darstellt: es ist die „Ethik“ des Aristoteles. Und jetzt kommt das Merkwürdige: Philosophen unserer Lage erklären, daß dieses Werk, das ja nun wirklich zu dem „Ältesten“ gehört, auf eine geradezu erregende Weise „neu“, „modern“, wieder ausschöpfungswürdig sei.

Ich kann hier natürlich nicht auf Einzelheiten eingehen. Nur soviel sei gesagt, daß dabei der Begriff der Mesotes eine große Rolle spielt, und er ist es, mit dem wir der vorhin behandelten Frage nach den Widersprüchen zwischen den Weisheitsprüchen wieder näher kommen.

Das Wort Mesotes bedeutet, wörtlich übersetzt, „Mitte“, und man kann den Begriff im Anschluß an Aristoteles selbst beispielsweise dadurch erläutern, daß man sagt, Tapferkeit sei die rechte Mitte zwischen Furcht einerseits, Tollkühnheit andererseits. In der Ethik des Aristoteles meint der Begriff der Mitte, was man in unserer Zeit Wertsynthese nennt.

Aus der Chemie ist Ihnen bekannt, daß Synthese mehr ist als eine bloße Addition. Auch der philosophische Begriff der Synthese bezeichnet eine Verbindung von Kräften, Werten, die im Ergebnis auf höherer Ebene steht als die gegensätzlichen Ausgangsglieder. Aber echte Synthese will erkämpft sein.

Wir wissen alle, wie leicht der Begriff der „Mitte“, der „goldenen“ oder „gesunden“ Mitte ins Banale, Träge, Bequeme, Spießige und Feige abgleiten kann. Man kommt hier nicht aus mit jener „fifty/fifty“-haltung die etwa sagt: „Immer kann ich nicht ehrlich sein, also bin ich mal ehrlich, mal unehrlich, so daß, aufs Ganze gesehen, eine gesunde Mischung herauskommt.“ Sie kennen auch, wie leicht aus einem Kompromiß das wird, was man ein faules Kompromiß nennt. Im Technisch-Praktischen, im Wirtschaftlichen, im Politisch-Verwaltungsmäßigen, im Organisatorischen gibt es unendlich viele Fälle, wo ein schlechtes Kompromiß, ein Sich-Treffen auf halbem Wege, das einzig Sinnvolle und dem Leben Dienende ist. Aber seien Sie wachsam, wenn Ihre Umwelt oder eigene Bequemlichkeit oder auch Müdigkeit Sie in Fragen der Ehre, des Anstandes, der moralischen Sauberkeit zum Kompromiß überreden möchte. Im letzten Buch der Evangelien (Offenbarung St. Johannis 3, 15) steht ein hart warnendes Wort:

Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist.
Ach, daß du kalt oder warm wärest!
Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich
dich ausspeien aus meinem Munde.

Ein anderes Wort aus dem Neuen Testament möge uns auch eine Ahnung davon vermitteln, was unter jener recht verstandenen Mesotes, jener Wertsynthese, zu verstehen ist, — wie ja überhaupt das Neue Testament ganz unabhängig davon, ob man sich zum Christentum bekennt oder nicht, dem, der es zu lesen weiß, zu einer Fülle psychologisch-ethischer Erkenntnisse verhelfen, ja zu einer Art Lehrbuch des ethischen Taktens werden kann. Wir wissen, wie leicht

Klugheit in Gerissenheit und Berechnung ausarten kann, und wie leicht andererseits Selbstlosigkeit, Arglosigkeit, Ehrlichkeit in einer Welt der Berechnung und kalten Gescheitheit wie Dummheit oder Beschränktheit wirken können. Daher stellt Christus die Wertsynthese des Verhaltens auf, die er in einem Bilde von unvergesslicher Eindringlichkeit seinen Jüngern ans Herz legt! „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben!“

Sie sind nun hoffentlich nicht enttäuscht oder ungeduldig, weil wir Ihnen keine billigeren Rezepte mitgeben können. Haben Sie auch Vertrauen zu Ihrem eigenen Reiferwerden. Sie sind jung, und es ist Ihr gutes Recht, das eine oder andere Problem vorläufig einfach offen zu lassen, ja zuzugeben, daß Sie diese oder jene Frage nicht einmal verstehen. Der Dichter Rainer Maria Rilke hat einmal zu einem jungen Ratsuchenden gesagt:

„Habe Geduld gegen alles Angelöste... Vielleicht lebst du eines Tages, ohne es zu merken, in die Antwort hinein.“ Und solches Wachstum, in reichem Ausmaß, wünschen wir jedem von Ihnen. W.

Ein Botticelli und Altdahlem

Seltene Überschrift, die sich ausnimmt wie die Reizerzeile einer Zeitung, mit der in der Regel mehr angelockt als nachher gegeben wird. Aber hier ist das Außerordentliche schlichte Wahrheit und Leistung. Es hat ein Anrecht, wie eine spannende Geschichte erzählt zu werden, zumal es mit Dahlem Bezug hat.

Den Alten wird das große Museumsgebäude mit dem Eingang Arnim-Allee nahe der Lanschule wohl nur wenig in Erinnerung sein. Für manche führte aus Richtung Botanischer Garten der Schulweg dort entlang, andere kamen gelegentlich auf Spaziergängen oder Stelldichens dort vorbei, und wer nach Steglitz fuhr, konnte es auf der Höhe der Post zur Rechten in einer Senke der mehr und mehr bebauten Felder liegen sehen. Es diente ursprünglich als Magazin für das Museum für Völkerkunde im Innern der Stadt. Als dieses im Kriege zerstört wurde, brachte man seine Sammlungen hier nach Dahlem. Aber seit 1949 ist die eine Hälfte des Gebäudes für den neuen Zweck ausersehen, die repräsentative Gemäldegalerie Westberlins zu sein. Hier hängen jetzt die Bilder aus den früheren Berliner Museen, soweit sie im Kriege vor Bombengefahr in Westdeutschland sichergestellt gewesen und von den einzelnen Bundesländern inzwischen herausgegeben worden sind. Der untere Hauptsaal mit den Nebenräumen ist den Kunstepochen des Mittelalters und der Renaissance gewidmet. Betrat man den Hauptsaal, erlebte man bis vor kurzem folgenden Eindruck: Ein Gemälde nahm sogleich den Blick gefangen, das gegenüber an der Stinwand hing. Mit der Leuchtkraft seiner Farben und der Höhe der Komposition und Formgebung beherrschte es den großen Raum, der mit Schätzen der Malkunst schon sonst reich gefüllt war. Inzwischen ist es, sehr zum Nachteil seiner Wirkung und hoffentlich nur vorübergehend, in einem viel kleineren Raum untergebracht worden. Das Bild Botticellis, von dem hier die Rede ist, führt in der Kunstgeschichte die Bezeichnung: „Madonna mit dem Kind und acht singenden Engeln“. Und hiermit sind wir endlich beim Thema.

Dieses Bild ist bis in die letzte Zeit Eigentum des Alten Arndters Sigismund Graf von Raczyński (Albi 1920) gewesen. Das Gut Samter seiner Familie lag in der Provinz Posen. Wer das Bild sah und etwas von seinem früheren Eigentümer wußte, mochte versucht sein, sich in der Phantasie einen Schloßsaal oder eine Schloßkapelle als stille Heimat des Bildes vorzustellen, bevor es zuletzt

den Weg in die Öffentlichkeit antrat und zum Museumswertstück wurde. Aber die wirkliche Geschichte ist ganz anders verlaufen, und der Kunsthistoriker Paul-Otwin Rave hat sie 1953 in den „Berichten“ der Berliner Museen erzählt.

Ein Vorsahre, Graf Athanasius von Raczyński (geb. 1788), hat das Bild 1824 mit anderen Gemälden in Paris gekauft. Damals gehörte es einem ehemaligen Kriegskommissar Napoleons, der es aus dem eroberten Italien mitgebracht hatte. Dieser Graf von Raczyński war nicht nur ein leidenschaftlicher Sammler, sondern auch ein ausgezeichnete Kunstkenner. Sein Werk „Geschichte der neueren deutschen Kunst“ (3 Bde., 1836–41) gilt noch heute als eine wissenschaftliche Leistung von Rang für jenen Zeitraum. Im Jahre 1841 erbaute er sich vor dem Brandenburger Tor in Berlin ein Palais, dessen Grund und Boden ihm der preussische König überlassen hatte. Hier wurde die kostbare Gemäldesammlung aufbewahrt, die schließlich aus 195 Kunstwerken bestand. Als man 1884 das Palais verkaufte und abbrach, weil das Reichstagsgebäude auf diesem Gelände errichtet wurde, kam die Sammlung zunächst in die National-Galerie, 1903 nach Posen in das dortige Kaiser-Friedrich-Museum. Aber das Prachtstück der Sammlung, das Botticelli-Bild, blieb von der Überführung ausgenommen und dank dieser Sonderregelung für Deutschland erhalten. In einem „Verwahrungs- und Verwaltungsvertrag“ wurde vereinbart, daß dieses Bild als „dauernde Leihgabe“ der National-Galerie in Berlin angehören sollte. Von den Vertragsparteien konnte niemand damals ahnen, welche praktische Bedeutung diese Regelung einmal haben würde.

Bei Kriegsende 1945 rettete Graf Sigismund von Raczyński seine Familie nach Westdeutschland, und sie blieb, jetzt verarmt, von der Heimat vertrieben. Nur aus dem Eigentumsanspruch auf das Botticelli-Bild ließ sich vielleicht ein Vermögensrest herausholen, wenn wieder Staatsgebilde als Rechtsnachfolger Preußens existierten. Nach der Gründung der Bundesrepublik begannen die langwierigen Verhandlungen. Wer war zuständig, und wer hatte wohl Lust, zuständig zu sein, wo hier doch schwer bezahlt werden sollte. Schließlich aber kam doch eine befriedigende Vereinbarung zustande. Die Bundesregierung und acht weitere Bundesländer brachten zusammen die Mittel für den vereinbarten Kaufpreis auf. Mit dieser Summe wurde es Graf von Raczyński möglich, nach Chile auszuwandern, dort einen Landsitz zu erwerben und seine kinderreiche Familie „eine neue Heimat finden zu lassen“, wie er es in einem Briefe nannte.

Wie seltsam segensreich hatte sich nun alles gefügt und gerundet. Vor hundert Jahren mag wohl manchem die Bildersammelei des Grafen als kostspielige Laune eines unpraktischen Ästheten vorgekommen sein. Am Ende aber erwiesen sich die Ausgaben für die Liebe zur Kunst und den Dienst am Schönen als die einzige Kapitalsanlage, die Bestand hatte. Die zwecklose Liebhaberei von einst wurde nun in der Not der Enkel zur Quelle wahrhaften Segens. Möge er die Nachkommen, fern des ursprünglichen Bodens, weiter begleiten! W.

Dr. Paul Melcher †

Weil er sich nie ganz offiziell zu geben vermochte, es auch gar nicht versuchte, dürfte es wohl ganz in seinem Sinne sein, wenn wir ihn noch einmal bei seinem Spitznamen nennen und schreiben: Unser „Pott“ ist gestorben. Mit ihm ist wieder einer aus der heroischen Zeit unserer Schule dahingegangen, für die nur noch wenige Zeugen da sind. Heroische Zeit, weil in jenen ersten Jahrzehnten der Charakter der Schule ausgeprägt worden ist und das pädagogische Leben damals

allgemein von dem Enthusiasmus des Neubeginns getragen war. Nur wenige wissen heute noch, von welcher Hoffnungsfülle und Gläubigkeit das Erziehungswesen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts beschwingt gewesen ist.

Paul Melcher trat Ostern 1909, ein Jahr nach der Eröffnung der Schule, in das Lehrerkollegium ein und hat ihm vierzig Jahre, bis zur Pensionierung 1949, angehört. Er hat auch 15 Jahre als Hausvater gewirkt in den Häusern Stausen und Zollern. Er war ein Original mit liebenswerten Zügen, und wer bei ihm Unterricht gehabt hat, weiß es. Seine Stunden sind erinnerungskräftig geblieben und von der Fama heiter umrankt.

Bis in die letzte Zeit seines Lebens blieb er aufgeschlossen und empfänglich für alles, was im Bereich von Wissenschaft und Kunst, vor allem der Musik, vor sich ging. Diese Frische seines Geistes, verbunden mit einer unproblematischen Freude am Leben, ließ ihn auch im Alter noch jugendlich erscheinen.

So ist er denn auch in den Seelen gestorben. Er erteilte bis zu den Weihnachtsferien noch planmäßigen Unterricht in einer Privatschule, kehrte vom letzten Schultag mit der Klage über Schmerzen im Unterleib nach Hause und wurde ins Krankenhaus geschafft, als das Befinden sich rasch verschlechterte. Hier schritt man sogleich zur Operation und stieß dabei auf einen hoffnungslosen Befund. Am 25. Dezember war der 75. Geburtstag des vor zwei Tagen Operierten. Als Herr Liebmann und der Unterzeichnete an sein Krankenbett traten, überraschte er uns in den ersten Minuten durch seine lebhafteste Bereitschaft zur Unterhaltung, und es war ergreifend zu spüren, wie sehr er auf unsern Besuch gewartet hatte, als wollte er noch einmal von seiner Dahlemer Zeit begrüßt werden. Schon in der Nacht zum zweiten Feiertag ist er gestorben.

Er liegt auf dem Zehlendorfer Waldfriedhof begraben, er, der die Gabe besaß, das Leben als ein frohes Geschenk zu nehmen und Frohsinn auszustrahlen.

W.



Mitteilungen



16. 2.: Hausmusikabend für die Eltern im Festsaal der Schule. Darbietende waren Schüler und Schülerinnen, und sie zeigten als Violinisten oder am Flügel den hohen Stand der Musikkultur auf, der in ihrem Elternhause gepflegt wird. Das reichhaltige Programm erstreckte sich von Bach, Telemann, Vivaldi, Scarlatti über Haydn, Mozart, Beethoven bis zu Chopin und Gershwin. Die Vorbereitung des Konzertabends verdankten wir Herrn Studienrat Ziehm.

1.—3. 3.: Mündliche Reifeprüfung der Klassen 13^g, 13⁰¹ und 13⁰². Alle Abiturienten bestanden die Prüfung, darunter vier mit Befreiung vom Mündlichen. Den Vorsitz führte der Direktor der Anstalt.

15. 3.: Abiturienten-Entlassungsfeier. Die Abschiedsrede hielt Herr Studienrat Dr. Hensel. In der Feier wurde auch der Martin-Eduard-von-Simson-Preis verliehen, und zwar an Gerd-Heinrich Kemper (13^g) und Wolfgang Grandinger (13⁰²).

28. 3.: Schluß des Schuljahres.

Die Ruderverriege des Arndt-Gymnasiums Dahlem besteht seit 1909 und gehört seit dieser Zeit dem „Schülerruderverband Wannsee“ an (SRWB). Es wird daher manchen Alten Arndter interessieren, daß der SRWB im Herbst dieses Jahres sein 50jähriges Bestehen feiert, das mit einem Festakt am Donnerstag, 30. August, mit einer Regatta (nebst Darbietungen, bunter Festwiese usw.) am Freitag, 31. August, und mit einem Festball in sämtlichen Räumen des „Esplanade“ am Sonnabend, 1. September, festlich begangen wird. Da die Zahl der Karten für den Festball zahlenmäßig sehr beschränkt sind, und nur persönliche Einladungen mit den Karten verschickt werden, bitte ich alle Alten Arndter, die Wert auf eine oder mehrere Karten legen, sich bis zum 16. Juli deshalb unter Angabe ihrer Anschrift direkt an mich zu wenden. Eintritt 2,50 DM.

Dr. Weslau, St. R., Protektor, Lankwisch, Raulbachstr. 2, Tel.: 73 15 17

Das Schülerheim

Es besteht wieder, wie schon früher mitgeteilt, seit Januar 1955 unter dem alten Namen: Schülerheim der Richterschen Stiftung. Die Neueröffnung wurde mit dem einstigen Hause Vabenberg begonnen, das hierfür wieder erbaut und eingerichtet worden ist, nachdem es bei Kriegsende durch Brand zerstört worden war.

Aufnahme finden Schüler der Klassen 7 bis 13 (Quarta bis Oberprima). Sie besuchen für die altsprachliche und neusprachliche Richtung wie früher das Arndt-Gymnasium, für die mathematisch-naturwissenschaftliche Richtung eine andere höhere Schule in der Nähe. Der Pensionspreis beträgt monatlich 170,— DM. Seit Ostern 1956 ist Fräulein Gehrke wieder als Hausmutter tätig, die schon im alten Heim zwölf Jahre als Hausmutter in Burgund und als Wirtschaftsleiterin gearbeitet hat. Die pädagogische Oberleitung übt der Direktor des Arndt-Gymnasiums aus.

Spätestens zu Ostern 1957 wird ein zweites Haus eröffnet, und es ist beabsichtigt, das ganze Heimgelände wieder seinem alten Zweck zuzuführen. Anfragen sind zu richten an die Geschäftsführung der Richterschen Stiftung, Berlin-Dahlem, Königin-Luise-Str. 98. W.

Auf vielfachen Wunsch bringen wir diese Nachrichten persönlicher Art fortan. Vielleicht geben sie Anlaß, die „Stammrolle“ aufzuschlagen und eine alte Verbindung neu zu beleben.

Verlobt: Vikar Klaus Helwig mit Fräulein Ursula Pfaff, Königshofen/Grabfeld, Weihnachten 1955.

Friedrich Heffel mit Fräulein Elfi Böttger, Dortmund, Pfingsten 1956.

Vermählt: Karl-Friedrich Zelter mit Frau Antje, geb. Cornils, Offenbach/Main, 28. 12. 1955.

Eberhard Berve mit Frau Hannelore, geb. Weidmann, Essen-Bredeney, 11. 2. 1956.

Dr. med. Hans Georg Silber mit Frau Dr. agr. Eva Bankwisch, Berlin-Zehlendorf, 14. 2. 1956.

Ernst-August von Dannenberg mit Gräfin Barbara Grote-Breesje-Sehde, Post Elze/Hannover, 21. 4. 1956.

Jürgen Nagelschmidt und Frau Maria, geb. Mikuta.



Botticelli: Madonna mit dem Kind und acht singenden Engeln

(vgl. Dahl-Blätter: Ein Botticelli und Altdahlem)

Von dem Rundschreiben vom März 1956 und den Satzungen des Vereins „Freunde des Arndt-Gymnasiums“ habe ich Kenntnis genommen.

Ich trete dem Verein bei und zeichne einen Jahresbeitrag von DM.

Ich lehne den Beitritt in einen Verein ab, bitte aber um weitere Zusage der „Dahlemer Blätter“ und zeichne dafür einen Jahresbeitrag von DM.

Ich bitte meinen Namen aus den Listen der Alten Arndter zu streichen.

Namen:

Beruf (Amtsbezeichnung):

Abgang von der Schule:

Anschrift: